

28.

2612

Pf. L. Speyer

Bone:

Rede.

25.2612

Banc

Rede

zur

Vorfeier des päpstlichen Jubiläums.

Gehalten

zu Mainz am Abend des 15. Juni 1871

von

Heinrich Bone,

Director am Großherzoglichen Gymnasium zu Mainz.

Ph. Ernst Lieber.

Mainz,

Verlag von Franz Kirchheim.

1871.

28.2612

28.26 12

Bone

9698

Handwritten title or reference text, possibly mirrored or bleed-through.

Small handwritten mark or number.

Auf vielseitige Wünsche wurde die Rede dem Druck übergeben. Es wird dabei bemerkt, daß die biographischen Angaben sich besonders auf das vor-
treffliche „Biusbuch“ von Hülskamp stützen.

Small handwritten text or mark.

Small handwritten text or mark.



Small handwritten text or mark.

Small handwritten text or mark.

Mainz,
Druck von Franz Sauten.

Hochwürdigster Herr Bischof!

Hochansehnliche Versammlung!

I.

Nur noch wenige Stunden trennen uns von einem Tage, dessen Nähe das Herz mit einem gewissen Schauer erfüllt, ja mit einem fast geheimniß- und ahnungsvollen Schauer, weil es ein Tag ist, dessen wirklichen Eintritt man so wenig zu erwarten wagte, daß man im Gegentheil in der Stille des Gemüthes auf sein Erscheinen verzichtete. Und dieser Seite des bevorstehenden Festes, als dem ersten Papstjubiläum in der Weltgeschichte seit Petrus dem ersten Papste, soll der erste Theil meiner Rede gewidmet seyn. — „Non videbit annos Petri, Nicht wird er sehen die Jahre Petri“: wer kennt nicht diesen alten, dunkel entsprungenen, natürlich nicht dem Ritus angehörigen Spruch, der über einen neugewählten Papst ergeht, wenn die Segenswünsche auch noch so warm „ad multos annos, auf viele Jahre,“ sich zum Himmel erheben! Und dieses Wort, war es nicht jedesmal wie ein heranschwebendes Gewölk, wenn man im voraus die Sonne des morgigen Tages schauen wollte! Wohl erzählt man sich von Pius, daß er darauf geantwortet habe: „Non est dogma, das ist kein Glaubenssatz“; aber je mehr seine Jahre zunahmen, je näher sie jener Grenze kamen, die gleichsam vom Geist einer heiligen Weihe, vom Geist einer uralten Tradition umschwebt war, desto befangener legte es sich um

die Gemüther der Erwartenden, und desto näher drängte sich sogar der Gedanke an baldigen Verlust. Denn schwer nur löset sich das Herz von einem alten, stets bewährten Wort, und banget gleichjam vor dem Augenblick, der es vernichten soll, obgleich es ihn mit Freud' und Dank ersehnet. Hätte diese dunkle Beklemmung nicht auf den Herzen gelegen: ohne Zweifel würde es sich für eine großartige Feier des Tages ganz anders und frühzeitiger in allen Landen geregt und entzündet haben, und die Nähe der so großartig begangenen Secundizfeier würde mit nichten die Begeisterung für die neue Feier geschwächt, sondern noch erhöht haben. Ja, noch in dieser Stunde möchte das Auge zaghaft nach Rom eilen, um zu schauen, ob der Gefeierte auch wirklich noch dem kommenden Tage entgegenstehe. Wir dürfen es annehmen. Ja, der heutige Tag ist ihm noch erschienen; denn, wäre es anders: die Kunde davon würde bereits über die Oceane gedrungen seyn; dafür ist durch die Telegraphen gesorgt. Und darum auch morgen, wenn die Glocken den bereits erschienenen Tag begrüßen und zu seiner Feier rufen, dürfen wir in unseren Glocken auch den Glockenschall von Rom vernehmen, dürfen sicher seyn, daß dem Pontificalamt in unserem Dome sich ein gleiches Festamt mit gleich hochfestlichen Intentionen jenseits der Berge in der Metropole der Christenheit gesellet. Aber die Nacht liegt noch vor uns und schaut uns an mit der Mahnung, daß der Sterbliche nicht weiß, was die nächste Stunde bringen wird. Keine Furcht wollen wir damit aussprechen, aber auch jene erwartungsvolle Befangenheit nicht abweisen und verurtheilen, die nun einmal durch die Länge der Zeiten sich wie mit einem prophetischen Schauer um die Worte „non videbit annos Petri“ gelegt hat.

Wohl wissen wir, daß die Jahre Petri, seit er die Schlüssel-

gewalt vom Herrn empfangen und am ersten Pfingsttage sein höchstes apostolisches Lehramt eröffnete, bis zur Siegespalme seines Martyriums in Rom, dieselbe Zahl erreichten, wie die 33 Lebensjahre seines göttlichen Meisters, zu dessen Stellvertretung er berufen worden; wissen, daß der fünfundzwanzigjährige Zeitraum sich nur an seinen bischöflichen Sitz in der Weltstadt Rom knüpft; aber gerade dieses römische Papstjubiläum ist es, worüber nun einmal die Rede bestanden, daß nach Petrus es nicht wieder von einem Papst erreicht werde, bis zum Ende der Zeiten. Und nun stehen wir vor dem Tage, durch welchen dieses alte Wahrzeichen zerrinnen soll, zerrinnen, nachdem sich 1800 Jahre gleichsam als ein Fundament unter ihm aufgethürmt haben, und nachdem es eine solche Gewalt empfangen, daß nicht etwa bloß die liebenden Kinder des Heiligen Vaters, sondern wir dürfen sagen — die ganze Welt, soweit sie durch gegenseitige Kunde verbunden ist, erwartungsvoll dem Tage entgegengesehen hat. Wenn ein großer Komet am Himmel erscheint und sich zwischen die gewohnten Sterne hinstellt: die Wissenschaft weiß sein Geheimniß ihm abzustreifen und für sein Kommen und Gehen die Bahn zu erforschen; aber jener Schauer, womit seit Alters die Völker nach solch einem Fremdling am Firmament emporgeblickt, er lebt auch heute noch und läßt die alte Frage nicht ganz in den Herzen verstummen, die Frage: „Was wird das zu bedeuten haben?“ Die Zeitbahn des Menschenlebens gehört nicht zu jenen Dingen, denen die Wissenschaft ihr Geheimnißvolles abstreifen kann; sie bleibt ihr verschlossen, nicht etwa für eine Reihe von Jahren, sondern von der einen Stunde bis zu der anderen; liegt lediglich offen vor dem Allwissenden. Und darum, so wenig unnatürlich oder übernatürlich es genannt werden dürfte, wenn recht oft ein Papst sein fünf-

zwanzigjähriges Jubiläum gefeiert hätte: es ist eben nicht geschehen, ist von Dem, der das Leben eines jeden Menschen in Seiner Hand trägt, nicht zugelassen, seit dem ersten Apostelfürsten, den der Herr selber bestellte; von 257 Nachfolgern in dem Zeitraum von 1800 Jahren hat keiner den Tag erreicht, der uns jetzt so nahesteht; keiner von allen; zum ersten Mal seit dem Ersten unserer Zeit vorbehalten! O, nicht abweisen, sondern mit Bewußtseyn laßt uns aufnehmen in unser Herz einen heiligen Schauer — soll ich sagen vor der Nähe eines solchen Tages, nein, vor der Nähe der Hand Gottes, die sich anschickt, einen solchen einzigen Tag in die Geschichte Seiner Kirche, in die Weltgeschichte einzuzichnen, und halten wir es nicht für abergläubisch, sondern lassen wir es zu einem demüthigen Aufblick zum Herrn werden, wenn zu dem heiligen Schauer sich die stille Frage gesellet: „Was hat das zu bedeuten?“ Welcher Hammer hat auf die Glocke der Weltgeschichte geschlagen? Es war der Neujahrstag des gegenwärtigen Jahres, welcher entschied, ob Pius IX. mindestens Derjenige seyn werde, dem in der Reihe der Päpste seit Petrus die größte Zahl der Regierungstage beschieden; denn mit Neujahr überschritt er die Regierungszeit von Pius VI., 24 Jahre 6 $\frac{1}{2}$ Monate, die bis dahin die höchste gewesen. Und so leben wir schon während des ganzen laufenden Jahres in einer päpstlichen Zeit, wie sie die Kirche seit ihrem ersten Oberhaupt noch nicht geschaut hat, während sie doch, ohne besonderes Wunder Gottes, ihr öfter hätte zu Theil werden können. Denn wenn es auch gewiß ist, daß meistens schon ein hohes Alter erreicht ist, wenn ein Sterblicher zum sichtbaren Stellvertreter Christi, zum allgemeinen Vater der Gläubigen gewählt wird, so sind doch auch oft schon Jüngere dazu berufen worden, und Andere sind in ihrer Regierungszeit so nahe

jener geheimnißvollen Grenze gewesen, daß man wohl in ähnlicher Weise, wie in unserer Zeit, gespannt war, ob die Grenze erreicht werde. Nur Wenige sind ihrer; aber umsomehr gebührt es sich, heute ihre Namen zu nennen und die Zeiten zu zeichnen, in welche die Hand Gottes sie hineingesetzt, und für welche sie das höchste Hirtenamt ihnen anvertraut hat. Denn große Zeiten knüpfen sich an diese wenigen großen Namen, und bedeutungsvolle, schwere Aufgaben an ihre vieljährige Wahrung, und sichtbar hat die Vorsehung darüber gewacht.

Es sind außer unserem Pius IX. nur neun, welche über die 20 Jahre ihr hohes Wächteramt übten. Es ist zuerst Sylvester I., der den ersten christlichen Kaiser, Constantin den Großen, begrüßte, das erste allgemeine Concilium, das zu Nicäa, besetzte und die blutige Saat des Marterthums überdecken sah, damit sie von nun an zu gesegneten Früchten gedeihe. Es war dann während der Stürme der Völkerwanderungen Leo der Große, vor dessen friedlicher Majestät sich der Hunnenkönig Attila beugte. Zwei unmittelbar aufeinanderfolgende Päpste aber standen, jeder länger als 20 Jahre, auf Sion's Zinnen und streckten den Hirtenstab aus, als Karl der Große sein Schwert erhob und es dem Dienste der Kirche weihte; es war Hadrian I. mit 23jähriger und Leo III. mit fast 21jähriger Regierung, beide hochpriesterliche Freunde des ersten deutschen Kaisers, dem Leo die geweihte Krone aufsetzte. Nicht so wie Karl nahmen die mächtigen Hohenstaufen ihre Stellung gegen Rom; 22 Jahre hindurch wahrte Alexander III. die päpstlichen Rechte. Urban VIII. ertrug die schwere Bürde in den traurigen Zeiten des dreißigjährigen Krieges, stand dem Princip: „cujus regio, ejus religio“ gegenüber, ohne dabei zu ermüden in der vielseitigsten Pflege der inneren kirchlichen Formen und Normen. Mit ähnlichen Sorgen,

wie Urban, war Clemens XI. belastet in den Zeiten, wo ein Louis XIV. sprach: „Der Staat bin ich,“ und die Fürsten sich unchristlich wähten, wenn der Stellvertreter des Fürsten der Fürsten sich nicht zu ihren Füßen legen und auf ihre Wünsche lauschen wollte. Dann aber wieder, wie zur Zeit Karls des Großen, zwei unmittelbar aufeinanderfolgende Träger der längsten päpstlichen Regierungszeit: Pius VI. und Pius VII., aber nicht wie zwei hochpriesterliche Freunde eines irdischen höchsten Machtträgers, sondern als Verfolgte und Gequälte desselben, als unblutige Martyrer, die ihre Palmen entgegenstrecken konnten den blutigen Martyrern vor Constantinus und Sylvester. Und für uns Deutsche — welch ein Bild! Karl der erste deutsche Kaiser neben einem Hadrian und Leo, und dann die beiden Pius unter dem Grimm des Vertreters des 1000jährigen deutschen Kaiserthums! Und gerade Hadrian und diese beiden Pius sind es, die bis auf den gegenwärtig Gefeierten unter allen am längsten bis in's 24. und 25. Jahr hinein den Stab Petri hielten. Und wenn nun bei solcher Zeitstellung, wie sie bisher den längsten Regierungsfristen der Päpste zugewiesen, Pius IX. nicht nur alle seine Vorgänger überschreitet, sondern selbst das Jubiläumsjahr des h. Petrus erreicht — wie sollte da nicht die erwartungsvolle Frage sich im Herzen regen: Was hat das zu bedeuten, für Gegenwart und Zukunft?

Freilich ist schon die bisherige Zeit des Pontificates von Pius IX. eine schwere, hochbewegte, verhängnißvolle gewesen, reich an großen, unerwarteten Ereignissen, und immer hat er recht wie ein Fels dagestanden, an welchem die Wogen sich brachen, während süße Quellen lebendigen Wassers von ihm ausgingen und sich über den Erdkreis ergossen. Aber wie dieses Jubiläum so ganz einzig in die Reihe der Päpste tritt und bisher als ein nie zu er-

wartendes gegolten, so tritt auch immer wieder die Ahnung heran, daß noch anderes Unerwartete bevorstehe, wodurch ein großer Abschluß in die Weltgeschichte eingezeichnet werde. Ich sage, in die Weltgeschichte; denn wahrlich in allen Gebieten des menschlichen Lebens und Strebens gährt es nach neuer Gestaltung, sind Dinge zu Tage gekommen, von denen seit Anbeginn der Erden-schauplatz keine Ahnung bot. Schiffe über den Ocean und stromaufwärts gegen die Wogen ohne Segel und Ruder; jagende Fahrwerke wie lange Häuserreihen über Berge und Abgründe ohne Rosseshuf und Menschenkraft; Worte eilen mit Blitzesschnelle um den Erdball und bringen Kunde, wohin man sie begehrt; ein Hinschauen von wenigen Secunden, und das menschliche Angesicht ist abgeprägt wie eine zweite Schöpfung, ohne mitwirkende Künstlerhand! Das sind Dinge, die sich nicht einfach an die Reihe so vieler früheren Erfindungen schließen, sondern gerade unsere Zeit zu einer ganz einzigen in der Weltgeschichte machen und gleichsam brechen mit der ganzen Reihe der vergangenen Jahrhunderte, nach Raum und Zeit, Menschen-, Thier- und Elementarkräften. Man sagt, es sey die Wissenschaft, die solche Wirkungen hervorbringe. Aber Wissenschaft ist ein todttes Wort; man müßte wenigstens sagen, es sey die Kraft des menschlichen Geistes, es seyen die großen Männer der Wissenschaft; ja, wer gibt denn aber dem menschlichen Geiste die Kraft? wer läßt sie hervor- und in die Zeit hereintreten, die großen Männer? hat nicht die Vergangenheit ganz andere Größen der Wissenschaft und Kunst, als die gegenwärtige? und ist es nicht oft Zufall, wie man es zu nennen pflegt, ein ganz unberechneter Zufall, der die folgenreichsten Erfindungen hervorruft? Nein, nicht staune ich die Wissenschaft an, wenn ich die neuen Wunderdinge sehe, die allerdings mit der Handhabe

der Wissenschaft, wie die Früchte des Feldes mit dem Ackergeräth, gepflegt werden, sondern ich frage erwartungsvoll: Was hat der Herr des Himmels dabei, daß Er solche Umgestaltungen auf Erden sich jetzt vollziehen läßt, so ganz einzige Wahrzeichen einer großen Wendung im Gang der Zeiten vor Augen stellt? Und ich denke dabei wieder an Pius IX., wie er so einzig da steht mit dem Feste, für welches wir hier versammelt sind.

Wie stellt sich aber die Welt diesen göttlichen Fügungen und Mahnungen gegenüber? Sie revoltirt. Ja, es ist derselbe Geist der Revolution, der vor fast einem Jahrhundert, nicht etwa politisch, sondern gegen Gott zu revoltiren begann und schließlich die Göttin Vernunft auf den Thron setzte, um dem unvernünftigen Thiere gleich werden zu dürfen. Hat er eine Zeitlang geruhet, so hat er sich nur im Stillen genährt, um desto mehr mit seinen unzählbaren Gliedern nach allen Seiten hin auszu schlagen, oder heimlich anbohren und vergiften zu können. Und wunderbar, daß gerade der Name Pius, dessen Bedeutung so recht die getreue Anerkennung einer geheiligten höheren Autorität in göttlichen und menschlichen Dingen bezeichnet, diesem Geiste des revolutionären Princips, das da grundsätzlich die Impietät verkündet, als Gegensatz zur Seite geht. Zwei Pius nach einander, wie Vater und Sohn, Pius VI. und VII., standen mit ihrem Schilde der ewigen Wahrheit der ganzen Zeit jener ersten Fluthungen gegenüber, bis der Dränger, der diese Fluthen für sich hatte ausnützen wollen, auf St. Helena den Weg der Sterblichkeit ging. Und als im Jahre 1830 wiederum der Geist der Unruhe durch die Länder ging, blickte in Rom der glaubensstarke und friedensmilde Pius VIII. vertrauensvoll zu Gott auf. Der Sturm von 1848 aber brauste bereits gegen Den, welcher auch heute noch

steht, gegen unseren Pius IX. ; und die Falschen trieben ihn nach Gaeta und ließen es ihn erfahren, was der Geist des Verderbens auch dann in sich trage, wenn er Weibrauch streut. Und alsbald trat wieder ein Napoleonide auf den Schauplatz und bewährte seine Tücke. Er liegt zerschmettert da, oder vielmehr er ist zu einem Nichts geworden, dem man nicht einmal die Ehre erweist, es zu fürchten, wie man Jenen auf St. Helena fürchtete. Auch Frankreich, der Herd des Mißbrauchs edler Ideen, windet sich in seiner Demüthigung, die sein Hochmuth ihm bereitet hat. Aber ist auch jener Geist erstickt, der gleichsam in den Fugen der Erde tobt und immer neues Erdbeben erregt? O nein! Man spricht von Frieden, und es ist kein Frieden! Wie kann Frieden seyn, wenn dem Stellvertreter des ewigen Friedensfürsten kein Frieden gegönnt wird? Wenn augenblicklich auch die Waffen ruhen in Europa: könnten wir die Heerschaaren der Geister sehen, sie würden uns — man verzeihe den derben hergebrachten Ausdruck — sie würden uns bewaffnet erscheinen bis an die Zähne. Ja Grimm und Haß wohnt auf den Lippen der feindseligen Geister und brennet in ihren Füßen, und nichts ist uns jemals thörichter erschienen, als die Phrase, daß dieses oder jenes Entsetzliche nicht mehr möglich sey im 19. Jahrhundert bei dessen Bildung und Humanität. O armjelige Humanität, die vom Göttlichen sich trennt! Paris hat geantwortet auf solche Phrase, hat geantwortet mit Petroleumsbomben! Und ähnliche Bomben werden noch fortwährend geschleudert, nicht um Tuilerieen aus Stein und Holz, Fürstenpaläste des Luxus, in Flammen zu setzen, sondern um Tuilerieen der ewigen Wahrheit und Gerechtigkeit in den Staub zu legen und aus der Welt zu schaffen. Ich will nicht aufzählen alle die weitgestreckten Krallen, die geöffnerten Rachen und die heimtückisch

lauernden Stacheln, die in unseren Tagen ihres Dienstes gegen das Reich Gottes walten; genügt es ja schon, zu wissen, daß diesem Geiste der Verneinung und Verniederung selbst die Würde des Menschen zum Stel geworden und von ihm zur Affennatur verwiesen wurde, geschweige, daß er noch die Würde des Unsichtbaren, daß er den Namen Gottes ertragen könnte. Ich habe nur hinweisen wollen auf die Schauerzeichen, daß die Welt nach Entscheidung ringt, daß die Geister sich in Heerlager theilen, daß wir an einer Wendung stehen, die in der Weltgeschichte dereinst bezeichnet seyn wird als eine große, und daß dieser großen Wendung gleichsam als Merkzeichen gerade dieses in der Geschichte ganz einzige Fest stehen wird, das dem Träger der päpstlichen Würde in unserer Zeit zu Theile geworden. Ja die päpstliche Würde, welch ein Geheimniß! Wie sind die Jahrhunderte an ihr vorübergerollt, und sie selbst ist immer die nämliche, wie auch immer ihre Träger gewechselt haben. Ist es Wunder, daß gerade gegen sie, als das Bollwerk der Autorität und als sichtbares Zeichen, daß ein lebendiger Gott die Fäden der Geschichte in Händen hält, und in Bestand bewahrt, was er bewahren will — ist es Wunder, wenn gegen dieses Bollwerk Sturm gelaufen und Minen gelegt werden, und ist es nicht gebührend, daß wir uns gerade für das morgige Fest der immer gleichen Unzerstörbarkeit dieses Bollwerkes recht faßbar bewußt werden? Ich verzichte, mit eigenen Worten dieses Bewußtwerden zu erregen; habe auch verzichtet, erhabene Worte von großen begeisterten Söhnen der katholischen Kirche in Widerhall zu bringen; aber nicht unangemessen ist es mir erschienen, einen Mann reden zu lassen, von dem wohl Wenige solch ein Zeugniß erwartet hätten, der aber, in Erz und Gyps gegossen, auf den Straßen der Städte wie in Sälen

und Gemächern zu finden, und dort seine Worte wiederholen möge. Es ist Schiller. Er schreibt:

„Man sah Kaiser und Könige, erleuchtete Staatsmänner und unbeugsame Krieger im Drang der Umstände Rechte aufopfern, ihren Grundsätzen ungetreu werden und der Nothwendigkeit weichen; so etwas begegnete selten oder nie einem Papste. Auch wenn er im Elend umherirrte, in Italien keinen Fuß breit Landes, keine ihm holde Seele besaß und von der Barmherzigkeit der Fremdlinge lebte, hielt er standhaft über den Vorrechten seines Stuhles und der Kirche. Wenn jede andere politische Gemeinheit durch die persönlichen Eigenschaften Derer, welchen ihre Verwaltung übertragen ist, zu gewissen Zeiten etwas gelitten hat und leidet, so war dieses kaum jemals der Fall bei der Kirche und ihrem Oberhaupt. So ungleich sich auch die Päpste in Temperament, Denkart und Fähigkeit seyn mochten, so standhaft, so gleichförmig, so unveränderlich war ihre Politik. Ihre Fähigkeit, ihr Temperament, ihre Denkart schien in ihr Amt gar nicht einzufließen; ihre Persönlichkeit, möchte man sagen, zerfloß in ihrer Würde, und die Leidenschaft erlosch unter der dreifachen Krone. Obgleich mit jedem hinscheidenden Papste die Kette der Thronfolge abriß und mit jedem neuen Papste wieder frisch geknüpft wurde — obgleich kein Thron in der Welt so oft seinen Herrn veränderte, so stürmisch besetzt und so stürmisch verlassen wurde, so war dieses doch der einzige Thron in der christlichen Welt, der seinen Besitzer nie zu verändern schien, weil nur die Päpste starben, aber der Geist, der sie belebte, unsterblich war.“

So schrieb Schiller, derselbe Schiller, der auch geschrieben hat: „Welche Religion ich bekenne? Keine von allen, die Du mir nennst! — Und warum keine? — Aus Religion!“ — Also nicht aus religiösem Glau-

ben, nicht aus Neigung zu einem religiösen Bekenntniß schrieb er jene Worte, sondern weil er vor der Helle der Wahrheit, wie sie im thatsächlichen Verlaufe der Geschichte vorliegt, sein klares Auge nicht verschließen konnte. Wir aber haben und bekennen eine Religion, und wir bekennen, unsere Sätze nicht aus Abstractionen der Geschichte gebildet, sondern aus dem Munde der ewigen Wahrheit empfangen zu haben. Und diese ewige Wahrheit hat uns gesagt: „Auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen.“ Und so gewiß Christus jener Stein Daniels ist, der vom Berge kam und die hohe Bildsäule von Gold und Silber, Erz und Eisen und thönernen Füßen niederwarf und selber zu einem Berge wurde, der die ganze Erde erfüllt, so gewiß ist auch, daß Sein Wort, und mit ihm der Fels bestehen bleibt, auf welchen Er Seine Kirche gebaut. Und sollten auch Wogen ihn überfluthen, um so seliger wird man ihn begrüßen und zu ihm hinflehen, wenn er nach dem Sturm mit seiner von Sonnenstrahlen umschimmerten Spitze wieder hervorragt! „Lumen in coelo, ein Licht am Himmel“ ist die symbolische Bezeichnung des Papstes, der dem „Cruz de cruce“ folgen wird. Eine für uns erwartungsvolle Bezeichnung! Denn es ist ja, als ob zuvor noch tiefe Nacht und Düsterteit sich auf Erden lagern solle, damit der Kommende recht als ein Licht am Himmel erscheine und von der harrenden Welt als solches begrüßt werde. Ja, Zeichen sind genug vorhanden für das Einbrechen einer düsteren nächtlichen Verwirrung. Wie manches Unwesen schleicht schon im Finsternen umher und lauert den gewünschten Augenblicken entgegen, um durchzuführen, was längst schon eronnen oder begonnen. Nun! mag immerhin Nacht und Sturm sich ergießen, Nacht des Unglaubens und Sturm des

Grimms: wir schauen im Geiste schon das Lumen in coelo, das Licht am Himmel! Denn wir sind sicher, daß der Felsen nicht wankt, auf welchen gebaut ist das Haus unseres Heiles. Und dieses Bewußtseyn ist die jubilirende Seite unseres Festes; daneben aber tritt auch ein heiliger erwartungsvoller Ernst, der uns erfüllen muß bei dem Gedanken, wie ganz einzig, seit Petrus, das Fest in die Geschichte tritt, und in was für erwartungsvolle Zeiten!

Hochverehrteste Anwesende! Ich habe geredet von dem Ereigniß des Festes als solchem, von dem ersten 25jährigen Papstjubiläum seit Petrus. Als mir die Aufgabe zugetheilt wurde, am heutigen Abend das Fest durch eine Rede einzuleiten, da sagte ich schon vor der geschichtlichen Größe des Tages, der so einzig in der ganzen Reihe der Päpste, nach so vielen Jahrhunderten, unter so gewaltigen Zeitverhältnissen in die Weltgeschichte eintritt, und ich fühlte im Hinblick auf solchen Tag die Worte: „Wie ungeheuer steht sein Bild vor mir!“ Gedachte ich nun aber auch des Trägers dieses Tages, des Auserwählten, den die Vorsehung zu solch einzigem Erlebnis berufen, gedachte ich Pius' IX., dann mußte ich umsomehr im Innern stammeln: „Wie unerreichbar steht sein Bild vor mir!“ Möchte man doch bei seinem Anblick mit dem Psalmisten nur ausrufen: „Herr, was ist der Mensch, daß Du seiner gedenkest, oder der Menschensohn, daß Du ihn heimsuchest? Nur wenig hast Du ihn unter die Engel gemindert, mit Herrlichkeit und Ehre ihn gekrönt und ihn gesetzt über die Werke Deiner Hände!“ — Aber wer kennt nicht auch, wenn gleich nur aus seinen Abbildern, das liebevolle väterliche Gesicht, das Jeden mildlächelnd angrißt, und gleichsam winkt, ihm näher zu treten. Und so darf auch ich es wagen, nunmehr zu dem überzugehen, worauf das Fest uns unmittelbar hinweist, zu der Person und

dem Lebensgange des Gefeierten. Nicht aber in großen Zügen will ich versuchen, die Contouren zu entwerfen, nicht nach der Fülle seiner hervorragendsten Tugenden, nicht nach der Größe und Bedeutung seiner Thaten und Worte, nicht nach der Menge und dem Wechsel seiner oberhirtlichen Leiden und hoherhabenen Freuden — dafür reicht die Zeit und meine Kraft nicht aus. Nein, wie Kinder so gerne einzelne Züge und Momente aus dem Leben ihrer Eltern vernehmen, am Liebsten aus ihrer Kindheit und jener Zeit, wo sie noch nicht ihre Eltern waren: so wollen auch wir zu dem Lebensbaum dieses unseres Heiligen Vaters treten und nur wenige Blätter des Andenkens pflücken, zumieist aus den Tagen, wo man noch sagen konnte: „Was wird aus diesem Kinde, diesem Jüngling werden?“ Reichlich sind die Schriften, worin bald ausführlicher, bald kürzer das Leben des Heiligen Vaters sich dargestellt findet; aber das hörbare Wort wird auch dem Bekannten einen neuen Klang geben. Die Nachsicht, die Sie dem ersten Theile meiner Rede geschenkt haben, erbitte ich auch für den zweiten Theil. Einige erhebende Gesangstöne mögen helfen, Ihre Theilnahme zu erfrischen und vor Ermüdung zu schützen.

(Quartettgesang.)

II.

Sinigaglia ist eine mäßige Seestadt, etwas nördlich von Ancona, am Adriatischen Meere, an jenem Meere, das wie jegliches andere Meer allerdings auch mit weiter ruhiger Fläche die Fülle des Friedens entgegen spiegeln kann, mehr aber noch von Alters bekannt ist durch seine gewaltigen Stürme, von plötzlichen Stößen aus Norden, oder von dem noch gefährlicheren anhaltenden Eindringen des falschen Sirocco

erregt. Dieser Anblick des Meeres, dieses Sinnbild für das Leben und das Schifflein Petri, war unserem Ge-
 feierten in seiner Kindheit vor Augen; denn hier wurde er
 am 13. Mai 1792 geboren, als jüngster Sohn des Grafen
 Hieronymus Mastai-Ferretti. In der Taufe empfing
 er den Namen Johannes in Verbindung mit Maria;
 den Namen Johannes, nicht von jener Stimme des
 Rufenden in der Wüste, obgleich er auch diesen Beruf
 in der Wildniß unserer Zeiten erfüllt hat, sondern von
 jenem Jünger, von dem es heißt, daß er die Lebens-
 wasser des Evangeliums von der heiligen Quelle selbst
 an der Brust des Herrn getrunken, und daß er dann
 wie ein Strom aus dem Paradiese die Gnade des
 Wortes Gottes über den Erdfreis ergossen. „Kreuz vom
 Kreuze“ ist die symbolische Bezeichnung für Pius in der
 Reihe der Päpste; am Kreuze stand die Mutter der Liebe
 und der Jünger der Liebe, und der Herr empfahl die
 Mutter dem Sohne und den Sohn der Mutter. Wer hat
 wie Pius die heilige Mutter geehrt und ihre Glorie
 gepflegt und erhöht; und wer fühlt sich so von der
 heiligen Mutter getragen und geführt, geschützt und
 gehalten, als Pius alles Gewünschte bei ihr
 sucht und alles Empfangene auf ihre Huld zurückführt.
 Und nicht minder: wie tritt Pius überall da, wo es
 den Ausdruck seiner Persönlichkeit gilt, als ein Abbild
 jenes liebenden sanftmüthigen Jüngers hervor, mit
 Wort und Blick die Herzen gewinnend, jenes Jüngers,
 der als Ältester der Kirche nur immer die Worte
 wiederholte: Kindlein, liebet einander! Johannes
 Maria also waren die bedeutsamen Namen, die dem
 Kinde gegeben wurden, von dem die Eltern nicht
 ahnten, daß es dereinst der Stellvertreter des Ge-
 kreuzigten seyn werde. Insbesondere war es die Mutter,
 welche das Kind ganz an Maria weihte und die Liebe

zu ihr gleichsam wie mütterliche Nahrung ihm einflößte.

Es war im October, der auf Italiens Fluren zu den schönsten Monaten gehört, i. J. 1797, als der fünfjährige blühende Knabe auf einem Landsitze mit einem begleitenden Diener sich im Freien bewegte; er kommt an einen Weiher, sieht die Menge der Fische, will einen fangen, stürzt bei seinem Eifer in's Wasser und sinkt unter. Der Diener kommt noch eben zeitig herbei, um ihn zu retten; er rettet in ihm den Nachfolger des großen Fischers, den der Herr für die Menschen bestellte. Denn dieses war nach menschlichem Blick die erste äußere Veranlassung, wodurch er später dem geistlichen Stande zugeführt wurde, während sonst wohl nach der Stellung der Familie die militärische Laufbahn für ihn wäre geöffnet worden. Es stellte sich nämlich gleich nach dem Unfall ein Fieber ein, und diesem folgte ein anhaltender Zustand der Schwäche, woraus sich später Krämpfe und dann volle epileptische Anfälle entwickelten, die in seine weitere Lebensgestaltung maßgebend eingriffen.

Bis zu seinem 10. Jahre, zum Empfange der heil. Communion und Firmung, blieb er im väterlichen Hause und wurde im Verein mit den übrigen Geschwistern auf's Sorgfältigste unterrichtet. Zur weiteren Ausbildung aber mußte die liebende Mutter sich von ihm trennen; er wurde dem Collegium der Piaristen zu Volterra, einer hohen Bergstadt zwischen Pisa und Siena, übergeben. Sechs Jahre hindurch blieb er Zögling dieser Anstalt und erregte schon damals hohe Erwartung durch Talent und Leistung, Gemüth und reinen Wandel. Aber wenn die Ferien ihn nach der Heimath führten, konnte das Mutterauge nur schmerzlich sein leibliches Aussehen betrachten; die stillwurzelnde

Krankheit trat mit heftigeren Krämpfen hervor und wurde von den Aerzten als unheilbare Epilepsie erklärt, gerade damals, wo der 17jährige Jüngling eben seinen Cursus bei den Piaristen vollendet hatte. Dadurch schien nach allen Seiten hin eine höhere öffentliche Laufbahn für ihn geschlossen; um so inniger wandte er sich nun zum geistlichen Stilleben und trat in den Stand der sogenannten Kleriker, ohne jedoch bei seiner Krankheit die Aussicht zu haben, jemals die höheren, zum Priesterstand führenden Weihen empfangen zu können. Das war um die Zeit, wo der französische Gewalthaber den Kirchenstaat seinem Kaiserreich einverleibte, Rom zur Freistadt erklärte und Papst Pius VII. in Gefangenschaft schleppte. Aber fünf Jahre später, 1814, saß derselbe Gewalthaber in dem Schlosse zu Fontainebleau, wo er den großen Dolder gefangen gehalten, und mußte seine eigene Abdankung unterzeichnen, um nach Elba zu wandern. Pius VII. aber feierte eine Rückkehr aus der Gefangenschaft, die ein Triumphzug durch die Lande wurde, und auf diesem Triumphzuge war es, wo er auch nach Sinigaglia kam und mit der Familie Mastai verkehrte. Die Folge davon war, daß Derjenige, der einst Pius IX. werden sollte, sich dem Geleite seines glorreich in das Erbgut Petri zurückkehrenden Vorbildes anschloß und am 24. Mai 1814 zum ersten Mal die Stadt seiner künftigen Größe und Leiden betrat.

Hier nun in Rom begann er mit Kräften die höheren theologischen Studien, in Verbindung mit juristischen und staatswissenschaftlichen. In ein geschlossenes Institut konnte er wegen seiner Krankheit nicht eintreten; er wohnte bei seinem Oheim, dem Canonicus Paulinus Mastai. Neben seinen Studien betheiligte er sich mit dem liebevollsten Eifer an dem Unterricht und der Er-

ziehung armer Waisenfinder in dem Institut Tata-
giovanni! So hieß dasselbe, weil es seinen Ursprung
einem armen Maurer, Johannes Borgi, verdankte, welcher
verlassene Waisenfinder von der Straße mit sich in seine ärm-
liche Wohnung nahm und sie pflegte; bis sein stilles Werk
der Barmherzigkeit erkannt und 1784 zu einer kleinen
Waisenanstalt erhoben wurde. So war denn der arme
Maurer, den die Kinder Tata Giovanni, Papa Jo-
hannes, nannten, berufen, mit lebendigen Steinen für
das Haus des Herrn zu bauen, nachdem er früher bei
dem Bau der neuen Sacristei der Peterskirche thätig
gewesen. Und dieser lebendige Bau also war es, wo
nun auch Derjenige half, der später berufen wurde, für den
großen lebendigen Bau der Kirche den Meisterstab zu führen.

Eines Abends wartete man in Tatagiovanni lange
auf den zum Abendessen eingeladenen geliebten Leh-
rer, Graf Johannes; da hält der Wagen eines
Cardinals vor der Thür, und der Kutscher ruft dem
Pfortner zu, er habe in der Nähe beim Schein der
Muttergotteslampe einen unbekanntem jungen Menschen
in den heftigsten Krämpfen auf der Straße liegen
sehen; man möge eilen, ihn in's Haus zu holen. Man
eilt und findet den lang Erwarteten bewusstlos da-
liegen, ihn, zu dem jetzt auf dem Stuhl Petri die
Völker schauen. Das war seit lange der heftigste Anfall
der Epilepsie, nachdem er durch deren bisherige
Milderung sich bereits dem Gedanken wieder zugewendet
hatte, in die Nobelgarde einzutreten. Und nun wie
getrübt auf's Neue jeglicher Blick in die Zukunft,
jeder Plan für einen weitergreifenden Lebensberuf!
Wie ein zerknicktes Rohr stand er vor dem Heiligen
Vater Papst Pius VII., der ihn alsbald hatte rufen
lassen, um ihn zu trösten und zu ermutigen. Und
was konnte tiefer in das Herz des traurigen Johannes
eindringen, als der Hinweis auf die mächtige himm-

liche Mutter Maria? Mit einem unbedingten Vertrauen auf ihren Beistand erfüllt, verließ der Ermuthigte den Heiligen Vater, und ohne Säumen machte er sich auf und eilte nach Loretto, weihete sich dort der allerseeligsten Jungfrau mit dem Erguß seiner Bitte, und wie eine strahlende Antwort fühlte er es in sein Herz dringen, daß seine Bitte erhört worden. Sie war erhört. Von dieser Zeit an war die Krankheit gebrochen; nur bisweilen stellten sich noch leise Regungen ein, gleichsam als Erinnerungen an die große empfangene Gnade und als Belebungen zum Festhalten an all dem Heiligen, das zu Loretto seine Seele erfüllt hatte. So fest war sein Vertrauen auf die empfangene Erhörnung, daß er von Loretto nach Sinigaglia eilte, um den Eltern die Freudenbotschaft von seiner Genesung zu bringen. Dann nahm er zur Befestigung in seiner Berufswahl die vier niederen Weihen (der spätere Papst Leo XII. ertheilte sie ihm; es war am 5. Januar 1817), kehrte nach Rom zurück, setzte seine theologischen Studien fort und wurde zugleich Mitdirector an Tatagiobanni, also recht eigentlich ein Nachfolger jenes frommen Maurers, der bereits vor 33 Jahren gestorben war.

Nun kam die Zeit, wo es sich entscheiden mußte, ob er auch zu den höheren Weihen gelassen werden könne, da bereits seit zwei Jahren nur leichte Spuren seiner früheren Krankheit sich gezeigt hatten. Die päpstliche Dispens erfolgte im December 1818 für das Subdiakonat, im März 1819 für das Diakonat und dann auch für die Priesterweihe, indem der Papst bei Gewährung der Bitte mit Zuversicht zu ihm sprach: „Ich hoffe, Sie werden von nun an ganz von der Krankheit verschont bleiben.“ Und so ist es geschehen. Keine Spur hat sich seitdem mehr erwiesen. Es war am Charfreitag, den 10. April 1819, als der 27jährige

Mastai die heilige Priesterweihe empfing, und am folgenden Tage, dem hohen Ofterfeste, hielt er seine Primiz, deren 50jährige Jubelfeier uns ja Allen noch vor Augen steht. Er hielt aber seine Primiz in der stillen Capelle seines geliebten Waisenhauses Tatagiobanni, so viele andere glänzende Kirchen Rom's auch dem hohen Grafensohne einen festlichen Empfang zu seiner Primiz würden bereitet haben. In Tata-Giobanni blieb er nun auch ferner noch Mitdirector und die Seele des Hauses, bis nach sechsjähriger dortiger Wirksamkeit ihn plötzlich ein unerwarteter Beruf aus dem häuslich trauten Kreise der armen Waisenkinder in ferne Lande führte, über den Ocean nach Amerika, um gleichsam zu der höheren Laufbahn, die nun für ihn begann, im Voraus auch die neue Welt mit seinem Fuße betreten zu haben, wenn dereinst die ganze Welt zu ihm als dem Heiligen Vater aufblicken würde. Es erschienen nämlich Abgesandte aus Chili, um bei dem Heiligen Vater einen Vertreter des Apostolischen Stuhles zu erbitten, welcher dort die kirchlichen Verhältnisse zu geordnetem Abschluß bringe. Mit der Würde eines Erzbischofs in partibus bekleidet, wurde dazu Monsignore Muzi ausersehen, und als Auditor und Legationsrath wurde ihm Mastai beigegeben. Im Juli 1823 reiste die Gesandtschaft ab; seinen väterlichen Freund und hohen Vorgänger Pius VII. sollte Mastai nicht wiedersehen; noch weilte er in Genua, als ihn die Kunde von dessen Hinscheiden traf, nachdem derselbe noch liebevoll in eigenhändigem Briefe die bekümmerte Mutter Mastai's wegen der weiten Reise ihres Sohnes ermutigt hatte. Unter mancherlei Hemmnissen und Beschwerden bis zu vollen und nächsten Lebensgefahren zur See und zu Lande kam man nach acht Monaten in Chili an. Der Erfolg war nicht der lohnendste; ein geordneter Abschluß kam nicht zu Stande; desto belehrender freilich

mochten für Mastai die Verhandlungen seyn. Der Rückweg wurde nicht wieder durch die gefährlichen Gebirgspässe und Sumpfebene zu Lande genommen, sondern gleich zur See um die Südspitze Amerika's herum, und nach zweijähriger Abwesenheit kam die Gesandtschaft wieder in Rom an, wo jetzt Leo XII., der früher dem jungen Mastai die vier niederen Weihen erteilt hatte, an die Stelle Pius' VII. getreten war.

Mastai, nunmehr ausgerüstet mit einer Fülle von Erfahrungen und mit hellem Blick in fremde Sitten und Lande, wurde Präsident des großen Hospizes von St. Michael, dessen umfassende Bedeutung und schwierige Organisation schon durch die jährlichen Einkünfte des Hospizes allgemein bekannt ist. Der ehemalige Mitdirector des kleinen Tatagiobanni bewährte sich auch hier im Großen, und schon nach zwei Jahren, als das Erzbisthum von Spoleto erledigt wurde, wußte Papst Leo keinen Würdigeren für seine geliebte Vaterstadt zu finden, als Mastai. Seine erste Messe als geweihter Bischof las er wieder in der stillen, demüthigen Capelle von Tatagiobanni, und dann schied er wehmüthig von dem geliebten Rom, um nunmehr in Spoleto als Erzbischof den apostolischen Weg zu betreten. Von seiner vielseitigen, liebevollen und unermüdlichen Thätigkeit schweigen wir; aber seine Mildthätigkeit mag dadurch gezeichnet werden, daß er fast anhaltend in sorgenvollen Geldnöthen war. So kam die Revolutionszeit von 1830 und 31. In Italien regte sich gewaltsam der Drang nach Abfall von Oesterreich. Auch in Bologna brach der Aufstand aus, und die aufständischen Schaaren wurden von den Oesterreichern verfolgt bis nach Spoleto; daß die Stadt nicht gewaltsamer Behandlung anheimfiel, wurde nur durch die Vermittlung des Erzbischofs verhütet. Hier in Spoleto geschah es auch, daß einmal ein Flüchtling, der unter den auf-

ständischen Romagnolen sein Wesen getrieben, seine Zuflucht zum Erzbischof nahm, sich ihm offenbarte und um Rettung bat. Willig nahm der milde Mastai ihn auf, hielt ihn in seinem Hause verborgen, suchte in Rom Begnadigung für ihn nach, und als dieselbe nicht gewährt wurde, eilte er selbst nach Rom und warf sich dem Papste bittend zu Füßen. Er erlangte Gewährung und überbrachte dem Geretteten den Freipaß. Und wer war dieser Gerettete? Keiner anderer, als Louis Napoleon, den sein damaliger Retter nie wieder gesehen, wohl aber als seinen Quäler und Dränger hat bitter ertragen müssen.

Das Jahr 1832 nahm noch einmal die gespannteste Thätigkeit und das volle Herz des Erzbischofs in Anspruch; denn es war das Jahr der großen Erdbeben in Umbrien. Dann aber gegen Ende des Jahres wurde Mastai zum Bischof von Imola, zwischen Ravenna und Bologna gelegen, ernannt und empfing so denselben bischöflichen Stuhl, den Pius VI. vor seiner Papstwahl geziert hatte. Fast vierzehn Jahre hindurch war Mastai Vater und Hirt und vor Allem ein mildreicher Wohlthäter und Versöhner in diesem Bisthum. Es war die Zeit, wo Gregor XVI. mit glorreichen Erfolgen, aber auch mit energischer Strenge seines hohenpriesterlichen Oberhirtenamtes, wie seiner landesherrlichen Staatsregierung waltete. Die Familie Mastai galt vorzugsweise als liberalgesinnt, und so mag auch der Bischof von Imola bei seiner Herzengüte, seiner Liebe zum Volke und seinem stets versöhnlichen und vermittelnden Charakter nicht immer denjenigen Normen entsprochen haben, die man in der Umgebung des Papstes, wo man die sich still zusammenspinnenden Fäden der revolutionären Liberalität durchschaute, für nothwendig erachtete. Die hohen Eigenschaften Mastai's und seine treue, vielseitige Wirksamkeit in seinem

Bisthum waren bekannt und standen in Ehren; aber eben darum erschien es auffallend, daß er nicht schon früher zur Cardinalswürde erhoben wurde, obgleich er immerhin erst 48 Jahre zählte, als gegen Ende des Jahres 1840 diese hohe Würde ihm zu Theil ward. Freilich kam er dadurch nicht in das wirkliche Regierungscollegium zu Rom, sondern der Cardinalpriester blieb als Bischof in Imola, immer derselbe Thätige und Demüthige. Wie aber im Stillen sein Ruhm und Ruf emporkam und seine Zweige ausdehnte, das sollte bald in glorreichster Weise vor aller Welt offenbar werden.

Am 1. Juni 1846 starb Papst Gregor XVI. Die neue Papstwahl wurde unverzüglich ausgeschrieben. Also mußte auch Cardinal Mastai sich aufmachen, um in Rom an der Wahl theilzunehmen. Nicht als ob schon hin und wieder sich gewisse Haltpunkte gezeigt hätten: es war mehr Ahnung und Liebe, wenn seine Kinder von Imola unter Thränen fürchteten, ihn nicht wiederzuerhalten, indem sie sprachen: „Ach, sie werden Dich zum Papste machen.“ Und als nun gar auf seiner Reise, die überall von jubelnden Zeichen der Verehrung begleitet war, in einer kleinen Stadt, Fossonbrone, wo er mit seinem Wagen Halt machte, hoch aus der Luft eine weiße Taube herabschwebte und auf seinem Wagen sich niederließ und nicht von dannen wich, als der Wagen schon rasselnd vorwärts eilte, sondern ruhig bis an's Ende der Stadt sitzen blieb, da mochte auch wohl in den von Ehrfurcht erfüllten Begleitern des Cardinals ein erwartungsvolles Ahnen erwachen. Und doch, wenn die Bürger Rom's ihre Muthmaßungen über den künftigen Papst aufstellten, wurde nimmer der Name Johannes Mastai genannt; so fern lag er ihnen. Auch er selbst konnte nur lächelnd sich wundern, wenn die Verehrung, die ihm gespen-

det wurde, bis zu solchen Aeußerungen sich emporsteigerte. Das Conclave wurde eröffnet am 14. Juni. Der Quirinal ward geschlossen; alles Volk erging sich in Muthmaßungen und Erwartungen. Am 15. begannen die Abstimmungen; 51 Wahlcardinäle nahmen Theil; zwei Dritttheile der Stimmen, also 34, waren nöthig zur Entscheidung. Auf Mastai fiel beim Verloosen das Ablesen der Stimmzettel. Der Wahlact begann; die Stimmzettel wurden geöffnet; Mastai las; und gleich beim ersten Wahlgang mußte er 13 Mal seinen eigenen Namen lesen, 15 Mal den Namen Lambruschini's; die übrigen zersplitterten sich. Das Rauchwölklein der verbrannten Stimmzettel verkündete den harrenden Römern, daß die Wahl noch nicht entschieden. Am Abend desselben Tages ward der zweite Wahlgang gehalten, und Mastai mußte 17 Mal sich selbst verkünden und nur 13 Mal den Namen Lambruschini's. Uebermals also ohne Entscheidung; aber welche Empfindungen schon für Mastai! Am folgenden Tage begann der dritte Wahlgang; 27 Stimmen, immer noch nicht entscheidend, fielen auf Mastai, und wiederum mußte das für die Römer unwillkommene Rauchwölklein aufsteigen. Am Abend desselben Tages, des 16. Juni, beim vierten Wahlgang trat die Entscheidung ein; gleich vom ersten Zettel, der geöffnet wurde, und dann 17 Mal nach einander mußte Mastai seinen eigenen Namen verkünden; da brach er zusammen; er konnte nicht weiter; unter Thränen bat er, daß ein Anderer statt seiner die weiteren Zettel verlesen möge. Das aber konnte nicht gewährt werden, weil es als Formfehler den ganzen Wahlact würde vereitelt haben. Es wurde ihm Zeit gegönnt, sich zu erholen; er nahm seine Kräfte zusammen und las weiter; und die Zahl der Entscheidung wurde überschritten, und Johannes

Mastai Ferretti war der Erwählte. Sofort nachdem der letzte Stimmzettel verlesen, erscholl vom ältesten Cardinaldiakon das Wort: „Habemus Pontificem, wir haben einen Papst,“ und alle Wahlfürsten erhoben sich und wiederholten: „Habemus Pontificem.“ Und indem wir uns jetzt jenen großen Moment vergegenwärtigen und das hehre Wort im Geiste vernehmen, möchten wir nicht miteinstimmen und abermals rufen: „Habemus Pontificem?“ Denn wir haben ihn ja noch! Denselben Johannes Maria Mastai, der sich, im Andenken an sein väterliches Vorbild Pius VII., den Namen Pius erwählte; wir haben ihn als Pius IX., dessen Name die Welt erfüllt, und dessen Bild, in tausend Formen, in China und Japan, in Australien und Amerika, jedem Kinde der Kirche mit gleicher Milde zulächelt wie denen, die ihn von Angesicht zu Angesicht geschaut. Ja, wir haben ihn noch! haben ihn als 25jährigen Jubelpapst, wie seit Petrus keines der Jahrhunderte ihn gehabt hat. Aber wie haben wir ihn? Ach, beraubt, gelästert, von Feinden umlagert, sitzt er in seinem Hause und klagt, daß er mit seinen Kindern nicht frei mehr verkehren könne. Zwischen jenem ersten, vom Jubel der ewigen Stadt begrüßten „Habemus Pontificem“ und unserem jetzigen: „Wir haben noch denselben Papst,“ welch ein Zeitraum, welch ein Unterschied!

Es wäre meine Aufgabe, nunmehr zu entrollen das Panorama der 25 Jahre, durch welche Pius IX. mit dem Hirtenstab Petri hindurchgegangen: die Wechselfälle zu zeichnen, die Thaten zu preisen, die Worte zum Widerhall zu bringen, die Erfolge zu umkränzen, die Leiden und Freuden in der Harmonie des ewigen Lichtes zu schauen; aber ich würde das Alles nur verkleinern und verdunkeln, wenn ich es mit meinen schwachen Kräften unternähme; dazu würden neue Reden er-

forderlich seyn; nein, nicht Reden, sondern welthistorische Werke mit anbetenden Blicken in die Weltgeschichte der ewigen Weisheit. Ich habe es schon angekündigt, nur wie ein Kind zum Lebensbaum des Heiligen Vaters treten und einige Gedächtnißblätter aus früherer Zeit pflücken zu wollen; ich stehe vor seinem Pontificate, und ich verstumme. Soll ich aufzählend nach Jahren darüber berichten? Jedes seiner Jahre ist wie ein Strom, der über die Lande des Erdkreises sich ergießt. Soll ich schildern den Jubel, mit welchem die beiden ersten Jahre seines Pontificates erfüllt waren, weil sein mildes vertrauensvolles Herz und seine Liebe zum Volke erst erfahren mußte, welche Wege die Falschheit geht, und was Furuse eines Palmsonntags sind? Soll ich ihn begleiten auf der nächtlichen Flucht aus dem Vatican, und bei ihm weilen in seinem Exil auf der Feste Gaeta? Soll ich dem in Schmerz Ergrauten begegnen bei seiner endlichen Rückkehr und seinem ersehnten Einzug in Rom, wo von Greuelthaten der Boden entheiligt war? Soll ich der wunderbaren Rettung gedenken im Agnesensaale, als er mit 40 Prälaten und 80 Zöglingen der Propaganda durch Einbruch des Fußbodens ein Stockwerk hinunterfiel und unverletzt zwischen den Trümmern dastand und väterlich nach den Verwundeten seine Arme ausbreitete? Soll ich seiner Fahrt nach Voretto folgen und dem sich daran anschließenden Triumphzuge durch die Städte seiner Lande? O wie bald fielen andere Triumphirer über diese Städte her und begannen ihr Räuberwerk! Schweigen will ich von Allem, was noch so frisch in unser aller Gedächtniß steht; Schweigen von all dem Großen, was der Eine durch Wort und That in die Geschichte der Kirche, für die Gesammtheit und für einzelne Länder, gepflanzt hat, und wovon zu hören und zu lesen gerade in diesen Tagen von allen

Seiten Gelegenheit kommt. Recht wie eine Stadt Gottes steht sein Pontificat vor mir; Thürme und Dome sehe ich daraus emporragen und weiß auch, daß alle die großen und kleinen Straßen darin makellos sind und heilige geheimnißvolle Schätze bewahren. Vorführen will ich ihn nur flüchtig in jenen großen Momenten, wo er recht als der oberhirtliche Pontifex maximus dastand, indem die Schaaren seiner oberhirtlichen Brüder, die Bischöfe, sich zu ihm sammelten.

Das geschah zuerst im Jahre 1854, als das Dogma der unbefleckten Empfängniß verkündet wurde, die vollkommene Reinheit jener göttlichen Mutter, die zugleich das Bild der göttlichen Kirche ist; 200 Bischöfe waren in Rom anwesend, und sie sprachen nach geschlossener Berathung zum Papste: „Petre, doce nos, confirma fratres tuos; Petrus, lehre uns, bestärke deine Brüder.“ — Zum großen Pfingstfest sodann im Jahre 1862 bei der Heiligprechung der japanesischen Martyrer, da er schon beraubt und nur auf das Erbgut Petri beschränkt war, hatten auf seine Einladung sich an die 300 Bischöfe zu ihm gesammelt; er hielt die große Allocution über die Irthümer unserer Zeit, und die Adresse der Bischöfe antwortete mit dem großen Bekenntniß: „Wenn Du sprichst, so ist es Petrus, den wir vernehmen.“ — Zum dritten Mal erging der liebende Ruf des Heiligen Vaters; es war zur 1800-jährigen Gedenkfeier des Martyriums der beiden Apostelfürsten Petrus und Paulus im Jahre 1867. Es kamen 500 Bischöfe und legten Zeugniß ab, daß sie zu Petrus hielten als dem unerschütterlichen Mittelpunkte der Einheit; und was einmüthig damals besprochen wurde, erfolgte schon am nächsten Jahrestage des Petrusfestes: das Ausschreiben eines allgemeinen Concils, des ersten nach mehr als 300 Jahren. Eröffnet wurde dasselbe am 8. December 1869, und als die Väter ge-

zählt wurden, die aus allen Welttheilen über weite Meeres- und gefahrvolle Landesstrecken gekommen waren, betrug ihre Zahl 700. Welch eine Versammlung! Welch ein Zeugniß, wenn wir daneben gedenken der ängstlich versammelten Apostel am ersten Pfingstfeste, da der heilige Geist über sie kam, um sie stark zu machen, in alle Welttheile das Evangelium zu tragen. Ja, es sind die Nachfolger jener wenigen Apostel, die jetzt so zahlreich im Vaticanischen Concil zusammensaßen; halten wir fest an unseren Bischöfen! Es ist dieselbe Kirche, die damals in einem einzigen Gemache zusammen war und jetzt mit Millionen den Erdkreis bedeckt; Heil uns, die wir ihre Kinder sind! Es ist derselbe Petrus, der zu uns redet, wenn der Papst in Ausübung seines Amtes als Hirt und Lehrer aller Christen, kraft seiner höchsten apostolischen Gewalt, Entscheidungen trifft. Welche Einheit! welche Sicherheit! welches Gegenbild zur Unbeflecktheit der himmlischen, jungfräulichen Mutter!

Vor der Größe aller dieser Gedanken flüchte ich mich wieder zu der Person des Heiligen Vaters selbst, zu dem geliebten Pius, und finde ihn, wie er selbst sagt, als Gefangenen in seinem eigenen Hause, beraubt, gelästert und immer nur noch grimmiger verfolgt; das Kind seinen Vater in solcher Lage! Wie sollte nicht ein Zug des Schmerzes und der Trauer sich durch das Fest hinziehen, das sonst nicht genug in freudigen Dank sich ergießen kann, daß Gott uns diesen Pius in diesen Zeiten geschenkt und so lange bewahrt hat? Und doch, könnten wir zu ihm selbst hintreten, wie es jetzt so Vielen vergönnt ist: er würde mit seinem immer gleichen heiteren Blick uns entgegenkommen und den Weinenden sagen: „Weinet nicht über mich, sondern über eure so viele irregeleiteten Menschenbrüder.“ Und könnten wir in diesem

Augenblicke, zur späten Abendstunde, ihn sehen, wie er vielleicht einsam in seiner Kammer kniet und des morgigen Tages gedenkt, fühlen wir nicht, daß ein heiliger Friede sich um ihn lagert, und daß er, nach seiner Weise, vielleicht lächelnd den Kopf schüttelt und zu dem Herrn spricht: „Was hast Du doch mit mir vor, daß Du mich auch das noch erleben läßt?“ — Ihr alle seine Dränger und Hasser aber, wenn ihr auf Pius hinseht, wie steht er da in seiner Erniedrigung, die ihr ihm wähnet bereitet zu haben? Ich will es aussprechen, wie er für uns dasteht, und wie in Wahrheit auch ihr, wenngleich knirschend, ihn schauet. Denkt euch den Erdball ausgebreitet wie eine große weite Fläche; alle Kinder der Kirche, von allen vier Weltgegenden, wollen Pius schauen und möchten gerne auch von ihm geschaut werden; so erhebt sich von Fern und Nah empor eine Strahlenpyramide aus den Augen der schauenden Liebe, und hoch auf der Spitze steht Pius, und seine Hand weist höher hinauf zu Dem, der so hoch ihn erhoben, und der seine Befolger und Dränger sicher erniedrigen und den Sieg der Kirche glorificiren wird. Und könnten wir seinen Blicken begegnen, die er aus solcher Höhe herab zu seinen Kindern sendet, nichts anders würden sie fragen, als wie Petrus vom Herrn gefragt wurde: „Kindelein, liebt Ihr mich?“ Und wenn wir dann antworteten wie Petrus: „Vater, Du weißt ja, daß wir Dich lieben,“ er würde sprechen: „So bleibet bei meiner Heerde! haltet fest an der heiligen Kirche!“ Ja, Heiliger Vater, wir halten fest an Dir und der heiligen Kirche; und jetzt, da die Nacht kommt, schlafe ruhend in Deinem Frieden, und wenn Du erwachest zum morgigen Feste, so strecke Deine Hand aus und segne uns!

...er nicht einsam in seiner Kammer hieß und das
 morgigen Tages gedankt, süßler zur nicht, doch ein
 letzter Freude sich um ihn lagert, und das er, nach
 seiner Weise, wirklich lächelnd den Kopf schüttelt und
 zu dem Herrn spricht: „Was hast Du doch mit mir
 gethan? Du mich auch das noch erleben läßt?“ —
 ...auf diese Antwort, wie steht er da in der
 ...er ihm wieder bezieht zu haben,
 ...wie er für uns dachtet, und
 ...wie sie den Tod ausgedrückt zur eine
 ...die Kinder der Kirche, von allen
 ...die Weltgenossen, wollen uns schenken und nicht
 ...zu erben, so erbet hat
 ...Stadtschreiber
 ...und sein Land nicht höher hinauf
 ...und der seine Ber-
 ...und den Sieg
 ...die er aus jeder Höhe betet zu
 ...nichts anders, nichts
 ...Denn gefragt wurde:
 ...habt denn ihr denn aus
 ...: „Wahr, Du wirst ja, das wir
 ...: „Da habet ihr
 ...an der heiligen Kirche, die
 ...ist an der heiligen
 ...die nicht kommt, solche
 ...zu erben, und wenn Du erachtet
 ...so habe ich euch
 ...





